

Mai im Wald

Autor(en): **Hesse, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670575>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mai im Wald.

Von Hermann Hesse.

Im Mai und dann wieder im Spätherbst, zur Zeit der großen Klarheit, hat unsre südliche Berglandschaft ihre schönsten Tage. Den ganzen Sommer hindurch sind alle die hundert Hügel und die niedrigeren Berge hier im Wald bedeckt, das ganze Land ist unendlich grün, und wenn nicht überall die farbigen, blank hervorleuchtenden Dörfer dazwischen lägen, so wäre es für einen Maler oft geradezu langweilig. Jetzt dagegen, wo aller Wald noch licht und durchsichtig ist, wo die letzten wilden Kirschbäume verblühen und die ersten Akazien zu blühen anfangen, jetzt ist der südliche Wald entzückend mit seinem brennend-frischen, ins Rötliche spielenden Grün, das noch so dünn und schwebend ist, und noch den Himmel und die Sterne und die fernen Gebirge überall hereinblicken läßt. Und auf diesen Gebirgen liegt überall noch Schnee in phantastischen, zackigen Figuren, Schnee, der erst im Juni vergeht.

König des Waldes ist um diese Zeit der Ruckuck. Überall in den stillen, einsamen Tälern, auf den sonnigen Waldduppen, in den faltigen Schluchten hört man seine volle, tiefe Stimme werben. Sein Ruf bedeutet Frühling, sein Lied singt Unsterblichkeit, nicht umsonst ist er der Vogel, den man um die Zahl der Lebensjahre fragt. Warm und tief klingt seine Stimme durch die Wälder, eine Altstimme, sinnlich, aber auch mütterlich, sie klingt hier im Süden nicht anders, als sie einst zu meinen Kinderzeiten im Schwarzwald und im Rheintal geklungen hat, nicht anders, als sie einst in den Jahren am Bodensee klang, wo meine Söhne als Kinder sie zum erstenmal hörten, in jenen wunderlichen, scheinbar friedlichen Jahren vor dem Kriege, wo es mir eigentlich so gut hätte gehen müssen, und wo ich doch unter dem Druck alles Kommenden stand bis zum Verzweifeln. Die Ruckucksstimme ist die gleiche geblieben wie die Sonne, wie der Wald, wie das Grün der jungen Blätter und das Weiß und Violett der ziehenden Maiklappen. Jahr um Jahr ruft der Ruckuck, und niemand weiß, ob es noch der vom vorigen Jahr sei, und was aus allen den Ruckucken geworden ist, die wir als Kinder, als Knaben, als Jünglinge einst gehört haben. Diese holde, tiefe Stimme klang uns einst wie Verheißung und Zukunft, wie Liebeswerben, wie Sturmruß, dem Glück entgegen, und klingt uns jetzt tief und fern wie Vergangenheit; und dem Ruckuck gilt es gleich, ob wir es noch seien,

denen er seine Mahnung zuruft, oder schon unsre Kinder und Enkel, ob er uns mit seinem Schrei in der Wiege weckt oder ob er über unsern Gräbern singt. Selten nur bekommt man ihn zu sehen, den scheuen Bruder, schon darum ist er mir lieb. Er zeigt sich nicht leicht, er will für sich bleiben. Für die allermeisten Menschen ist der Ruckuck zeitlebens nichts anderes als diese schöne, warme, lockende Stimme im Grünen: gehört hat ihn jeder vieltausend Male, gesehen aber haben die meisten ihn nie. Ich habe gestern ein ganzes Rudel von zwölfjährigen Schulbuben gefragt, ob sie den Ruckuck schon gesehen hätten, und bloß ein einziger sagte ja.

Ich aber habe ihn oft gesehen, den scheuen Bruder, meinen frohen Waldbetter, von dem so entzückend frische und heimatlose Geschichten erzählt werden. Unsichtbar, beherrscht er doch mehr als zwei Monate lang den ganzen Wald. Ein tönender, herausfordernder Herold der Liebe, hält er von Ehe, Heim und Kinderzucht bekanntlich wenig. Rufe weiter, Bruder, du gehörst zu meinen Lieblingstieren. Ich stehe ja mit allen Tieren gut, obwohl ich selber zu den Raubtieren gehöre, ich komme mit allen freundlich aus, ich kenne sehr viele, habe an vielen meine Freude, auch an seltenen, scheuen und wenig gekannten. Und so ist es mir dieser Tage auch einmal wieder geglückt, den Ruckuck zu belauschen, und nicht ihn allein, sondern ihn und sie, ein Liebespaar. Ich sah sie vom Grund eines Tobels aus, in dem ich Maiblumen pflückte, und ich stand eine gute Weile still wie ein verdorrter Baum, sie merkten mich nicht, sie waren zu verliebt. Spielend jagten sie sich in den hohen Wipfeln (es stehen dort auf feuchtem Grunde zwischen den Kastanien auch schlanke Eschen), auf und ab in jubelnden Girlanden ging ihr froher, geschmeidiger Spielflug, langgestreckt sausten die großen, dunkeln Vögel von Baum zu Baum, in immer überraschenden, plötzlichen, jähen Wendungen, plötzlich senkrecht zur Erde, plötzlich wie Raketen in die Wipfel, und alle Augenblicke saßen sie ab, kürzer als eine Sekunde, und stießen scharf und erregt ihren Schrei hervor.

Nicht in jedem Jahre meines Lebens habe ich den Ruckuck zu Gesicht bekommen; alles in allem vielleicht zwanzigmal, und nun wird es mir nicht mehr allzuoft begegnen, die Beine sind nicht mehr die eines Jünglings, und die Augen haben



Kaffee-Restaurant Kahlenberg mit Blick auf Wien.

sehr nachgelassen, bald wird der Ruckuck nur noch meinen Söhnen und Enkeln singen. Höret ihm gut zu, ihr Enkel, er weiß viel, lernet von ihm! Lernet von ihm den kühnen, freudebebenden Frühlings- und Liebesflug, den werbenden, sieghaften Lockruf, das schweigende Wanderleben.

Jeden Tag bringe ich einige Stunden im Walde zu, längst blühen neben Anemone und Lungenkraut auch Salomonsiegel und Maiblume und die gefleckte Orchis. Manchmal sitze ich hier zwischen den Farnkräutern auf meinem Klappstühlchen und male. Manchmal liege ich auf dem Moos und in den Heidelbeerbüschen und schlafe. Manchmal auch nehme ich ein Buch mit und lese. Meistens sind es alte Bücher, etwa einer von den alten Chinesen. Es gibt da ein Buch, es heißt: „Frühling und Herbst des Lü Bu We.“ In diesem teils sehr weisen, teils auch etwas altklugen Buch steht fast alles, was der Mensch zu wissen braucht, und sehr vieles, was leider sehr wenige wissen. Unter anderm steht in diesem Buch, das eigentlich vom Staat und der Regierungskunst handelt, sehr viel über die Musik und darüber, daß selbstverständlich in einem Staat, dessen Leiter nicht tief musikverständlich sind, alles schief und traurig gehen muß. Es steht auch manches da, was die Musiker lesen sollten.

Von einer heftigen und überladenen Musik heißt es da: „Sie ist wohl geeignet, die Nerven zu erschüttern, die Sinne zu erregen und das Leben überschäumen zu lassen. Aber eine Musik, die mit solchen Mitteln wirkt, macht nicht heiter. Darum: je rauschender die Musik, desto melancholischer werden die Menschen, desto gefährdeter wird der Staat, desto mehr sinkt der Fürst. Rauschend genug ist ja eine solche Musik, aber in Wahrheit hat sie sich vom Wesen der Musik entfernt. Darum ist sie nicht heiter. Ist die Musik nicht heiter, so murren das Volk, und das Leben wird geschädigt.“

Bald schon wird es Sommer sein. Bald schon wird der Wald dicht und tiefgrün zusammenwachsen, und in den Lichtungen wird das dünne, zarte Waldgras hochschießen, und nachts wird man die Eulen rufen hören — und auch die Eule ist ein Vogel, vor dem ich große Hochachtung habe, nicht minder als vor dem Ruckuck. Auch sie ist scheu und selten sichtbar und versteht so weich und traumhaft lautlos zu fliegen wie eine Wolke, außerdem ist sie ein Raubvogel mit scharfem, festem Fang und Schnabel und gescheiter als viele andre Tiere, von Menschen gar nicht zu reden. Bald wird es Sommer sein, neue Töne werden den Wald erfüllen, neue Düfte, neue

Farben, und was heute grün und klein und leimend aus dem Boden tastet, wird dann schon hart und alt und braun geworden sein. Auch der Ruckuck wird alsdann verstummen, auch er. Sein Ruf wird seltener werden und wird dann etwas heiser und zögernd klingen und dann ausbleiben, man merkt es zuerst gar nicht, aber eines Tages

merkt man: er ist weg, er ist verstummt, es ist wieder etwas zu Ende und kommt erst in einem Jahr wieder für den, der dann hier stehen und Augen und Ohren aufstun wird. Nur die Sonne scheint weiter und die Sterne nach alten Regeln, die schon im „Frühling und Herbst des Chinesen Lü Bu We“ beschrieben sind.

Die Bewerbung.

Von E. Lith de Zeude. Aus dem Holländischen von Agnes Angst.

„Ja“, sagte Direktor Danner zu seiner Sekretärin, „gut, daß ich noch dran denke! Heute Mittag wird eine mir durch Bekannte empfohlene Dame, die sich um Büroarbeit bewirbt, hierherkommen. Sie mag ungefähr 40 Jahre alt sein, ist Witwe und scheint es dringend nötig zu haben. Sie heißt Reems, Frau Reems, und wenn ich mich recht erinnere, ist ihr Mann in Indien gestorben. Ach, schließlich wäre hier schon eine Stelle zu schaffen, zumal der alte Verbrink jetzt pensioniert ist. Aber auf der andern Seite sage ich mir, daß mein Geschäft auch nicht gerade eine Wohltätigkeitsangelegenheit ist und daß ich in dieser Zeit eher dran denken sollte, Personal abzubauen, als neu einzustellen. Sei dem, wie es wolle, ich überlasse das alles Ihnen, Fräulein Arends, sprechen Sie einmal mit der Dame, dann werden Sie ja sehen, was zu tun ist! — Also, auf morgen denn!“ —

„Guten Tag, Herr Danner.“

Tine Arends blieb allein im Büro zurück. Hinter der geschlossenen Tür hörte sie noch die Schritte Herrn Danners über den Korridor gehen. So, jetzt nahm er den Lift nach unten. Sie legte Papier in die Schreibmaschine, um einen der soeben diktierten Briefe des Direktors zu tippen. Aber aus der Arbeit wollte heute nichts werden. Sie ließ die Hände im Schoß ruhen und versank in Gedanken.

Eine gewisse Frau Reems wollte sich hier um einen Posten bewerben. Sie war Witwe, schien schwer bedrängt, und Direktor Danner überließ es ihr, seiner Sekretärin, das Endurteil zu fällen, ob die Dame engagiert werden sollte oder nicht ... Und diese Dame war — die Witwe von Karl Reems!

Tine Arends Gedanken eilten in die Zeit vor zwanzig Jahren zurück. Sie zählte damals zehn, Karl, der Nachbarsjunge, zwölf Jahre. Jeden Mittag und jeden Abend, wann sie nur immer frei waren, spielten sie als gute Kameraden zusammen; wohl auch mit anderen Kindern, aber

ausschließlich sie zwei miteinander. Und aus den Kinderspielen, aus der Kinderneigung erwuchs allmählich eine Jugendliebe. Es schien beiden ausgemacht, daß diese Liebe bindend für ihr Leben würde. Tine dachte nie daran, daß je ein anderer Mann für sie in Betracht kommen könnte als Karl Reems, und sie war auch fest davon überzeugt, daß sie die einzig richtige Frau für ihn sei. Die jungen Leute verlobten sich, aber als Tine 21 Jahre alt war, löste Karl die Verlobung.

Durch Bekannte lernte er eine junge, eben aus Indien zurückgekommene, geschiedene Frau kennen, die ihn ganz zu betören vermochte. Er schrieb Tine einen Brief, denn zur mündlichen Aussprache fand er den Mut nicht — und bat sie, ihn freizugeben, da er jetzt erst sein wahres Glück gefunden habe.

Tine schien den Schlag gelassen zu tragen. Sie nahm eine Stelle als Stenotypistin auf einem Büro an, erwies sich als sehr intelligent und arbeitsam, bis sie nach einigen Jahren zur Sekretärin des Direktors avancierte.

Danner pflegte von ihr zu sagen: „Die Arends? Der kann ich alles mit der größten Sicherheit überlassen. Und was so herrlich ist: sie sieht gut aus und hat doch etwas an sich, das die Männer in gewissem Abstand von ihr hält.“

Tine Arends wußte wohl selbst nicht, was es war. Vielleicht lag im Tiefsten ihres Herzens eine Geringschätzung, vielleicht war es auch nichts anderes, als eine Linie um ihren Mund, oder ein Blick ihrer Augen, die leicht hart und argwöhnisch wurden, sobald ein junger Mann sich ihr mit Freundlichkeiten nähern wollte.

Wie sie jetzt so in Gedanken versunken war, erschien wieder jene harte Linie um ihren Mund, der kalte Blick in ihren Augen. Sie dachte an ihre Jugend, an ihre betrogenen Jahre. Und diese Frau, gerade diese Frau, wollte sich hier um einen Posten bewerben!

Es klopfte. Der jüngste Diener meldete: